

Das VERHÖR

Als „weiteren Alphornbläser und Fahnen-schwenker“ bezeichnete sich der große alte Mann der Schweiz, der ebenso freundlich lächelnde wie listig zwinkernde Baseler Theologieprofessor Karl Barth, als er der diesjährigen Hauptversammlung der evangelischen Buchhändler und Verleger aus Deutschland und der Schweiz zu ihrem Höhepunkt verhalf. Schauplatz war das Graubündener Alpendorf Flims, 1150 Meter hoch in dünner, klarer Luft gelegen und mit einer üppigen Hotellerie ausgestattet. Den strengen Teil der viertägigen Tagesordnung hatten die vereinigten Buchhändler und Verleger bereits hinter sich, wobei Verlagsleiter Fritz Bissinger vom Münchner Kaiser-Verlag in den Vorstand gewählt worden war, außerdem hatte ihnen Pfarrer Dr. Walter Lüthi aus Bern eine seiner geschliffenen Predigten gehalten, der Methodistenbischof Dr. Ferdinand Sigg aus Zürich hatte einige ketzerische Gedanken über das Thema „Der Christ in der Demokratie“ beigesteuert, auch mit Folklore, Sesselluftfahrten und Gletscherbrand waren sie auf gediegene schweizerische Art schon versorgt.

Und nun saßen sie erwartungsvoll räusperrnd in dem einer Bahnhofshalle abgemessenen Speisesaal des Park-Hotels, in dessen einen Ecke der Akteur leicht erhöht an einem Tischchen saß, als ob er vor aller Augen sein separates Menu serviert bekommen sollte. Doch er selber war es, der hier servierte und die Antworten auf fünf an ihn gerichtete hochnotpeinliche Fragen wie die Gänge eines Gerichtes elegant und appetitlich auftrug. Da es dem riesigen Saal an Mikrofon und Lautsprechern gebrach und die Zuhörer unter Hinterrücken der Tische ganz nah um den Professor rücken mußten, verwandelte sich das Speisestadion unversehens in Karl Barths Studierstube. Eine Leselampe tauchte ihn von hinten in einen sanften Heiligenschein.

Taufe und Gemeinde

Ob er sich auch heute noch zu seiner im Jahre 1943 erschienenen Schrift über die Taufe bekenne, wollten die evangelischen Buchhändler und Verleger erstens von ihm wissen. Er hatte darin die Kindertaufe in Frage gestellt. Natürlich bekennt er sich zu dieser Schrift. „Meine Ansicht ist eher noch radikaler geworden“, sagte er und machte eine Beobachtungspause über den Rand der Brille. „Viel präziser und schärfer.“ In seinem breiten Baseler Dytch, das er fast genießerisch zerkaut, klingen die Umlaute wirklich wie Alphornstöße. „Nicht abgeschwächt“, fügte er als weitere Unterstreichung hinzu. Er wolle die Taufe allein im Blick auf die Taufe Jesu am Jordan verstehen. Sie sei eines Menschen Antwort auf den an ihn ergangenen Ruf Gottes zur Umkehr. „Die Gemeinde anerkennt diesen Menschen als einen, der zu ihr gehört, der mit ihr zusammen auf Gottes Heil wartet, mit ihr zusammen vertraut auf den Namen Gottes des Vaters, Sohnes und Heiligen Geistes, mit ihr zusammen entschlossen ist, diesem Gott zu dienen.“ Und nun holte er zum Schlag aus,



Prof. D. Karl Barth (links) im Gespräch mit dem Schweizer Methodistenbischof Dr. Ferdinand Sigg im Graubündener Alpendorf Flims

ohne den heiteren Plauderton zu verlassen, als ob er nur eine Folgerung aus dem Einmaleins ziehe: „Aus diesem Verständnis folgt die Notwendigkeit, daß die Taufe verstanden werden muß im Blick auf einen Menschen, der weiß, was er tut.“ Die seit fast zwei Jahrtausenden in der Kirche geübte Kindertaufe bezeichnete Karl Barth als „Unordnung in der Verantwortung der Taufe“. „Ich schließe mich denen an“, sagte er, „die sagen, das müßte einmal anders werden; wir müßten eine Taufe bekommen, die so ist, wie die, die Jesus empfangen hat.“

Von der Taufe ging es in den Regen, den der Professor allerdings ebenso akrobatisch wie jener legendäre Fechter mit dem blanken Degen wehrte. Die Frage lautete: „Welche Möglichkeiten sehen Sie für die Existenz der Kirche in einem totalitären Staat?“ „Was ist gemeint unter totalitärem Staat?“ fragte er rethorisch dagegen und meditierte dann zunächst einmal über diesen Begriff. „Man meint offenbar einen Staat“, erklärte er, „der etwas Ganzes verlangt vom Menschen; daß der Staat bejaht werde in der Art, wie er sich selber versteht und darstellt, bejaht werde in seiner Praxis und seinen Taten; ein Staat, der aufs Ganze geht, der sagt: Du sollst mich lieben aus ganzem Herzen.“ Unter solchem Aspekt bezeichnete Barth den totalitären Staat als eine Fratze Gottes, da er in der Gestalt einer Gottheit auftritt und vom Menschen verlange, was nur Gott von den Menschen verlangen könne.

Hier warnte er aber sofort vor einer einseitigen Anwendung des Begriffes, da jeder Staat etwas vom totalitären Staat an sich habe, auch der schönste, freieste und demokratischste. „Wir stehen alle unter der Macht bestimmter Ideen und Ideologien“, sagte er, „wir leben alle in einem Spinnennetz von Mächten und Gewalten.“ Als Beweis für den selbst in der Schweiz zu findenden Totalitarismus führte er das im zweiten Weltkrieg gegen einige seiner Schriften ergangene Verbot an, ferner habe man das Baseler Kirchenblatt unter Polizeiaufsicht gestellt, weil es im Jahre 1940 lediglich ein Kapitel aus dem Propheten Habakuk abgedruckt habe. Auch den jüng-

sten Streit um Professor Gollwitzer, der Barths Nachfolger in Basel werden sollte, bezog er in diese Erscheinungen mit ein. „Da haben die Behörden auch gesagt“, sprach er mit imitierter Amtsstimme, „der Gollwitzer hat sich nie so recht deutlich gegen den Kommunismus ausgesprochen und sein Vorgänger hatte das auch nie getan, da wollen wir nicht wieder so einen unsicheren Kandidaten.“ Er machte eine Pause und schoß genießerisch seine Pointe ab: „Es hat sich um einen Lehrstuhl für Systematische Theologie gehandelt.“

Am längeren Hebelarm

Bei der Frage nach der Kirche in der totalitären Welt solle man nicht von Möglichkeiten reden. Für die Kirche gebe es nur eine einzige Möglichkeit, die in dem Wort liege: Und Jesus sah um sich auf die, die um ihn herum waren. Daß sie einfach Kirche sei in dieser Welt, das sei ihre Möglichkeit. „Die Kirche hat die Möglichkeit, der totalitären Welt gegenüber am längeren Hebelarm zu sitzen, und zwar ganz fröhlich, nicht immer so mit geballter Faust.“ Die Kirche wisse, daß die sämtlichen Totalitäten dieser Welt Lügen seien, und vor Lügen könne man sich letztlich nicht fürchten. Wenn die Kirche diese Lügen ernst nehme, dann sei sie verloren, sie müsse sie in aller Ruhe und in Frieden als Lügen behandeln. „Um so sicherer wird sie dann auch wissen, daß Gott im Regiment sitzt gegenüber der Lüge, und dann bleibt die Kirche unter allen Umständen noch bei ihrer Aufgabe und läßt es sich verboten sein, Angst zu haben um ihre Zukunft.“

Bissig fügte Barth hinzu: „Die Kirche muß damit Ernst machen, was sie predigt.“ Wenn das nur so ein „Papperlapapp“ sei, was sie aus der Bibel dahergesagt habe, dann breche es zusammen, wenn die Totalitäten kämen. „Wir sehen auf das Morgenrot der kommenden Zeit und sehen über die Totalitäten hinweg“, sagte er ohne sarkastischen Nebenton mehr. „Es wird nirgends leicht sein. Es ist gewiß nicht leicht in Berlin, aber in Basel ist es gewiß auch nicht leicht.“ Daran fügte er

HLA 272

den Rat, nicht immer die Tragödie von Ost und West zu inszenieren – das Wort Tragik sei übrigens ein unchristliches Wort. Hinter dem Eisernen Vorhang geschehe das viel weniger als hier. Er höre von dort manche Töne, die ihm sagten: „Die haben's begriffen.“ Auf den Einwand, warum er zur Zeit Hitlers viel weniger verständnisvoll gesprochen habe, als er es heute gegenüber der Lage im Osten tue, erwiderte Barth: „Die Situation unter Hitler war nicht dieselbe. Dort hat es noch eine Kirche gegeben, die reden konnte und von ihr habe ich verlangt zu reden. Man kann heute von den Leuten im Osten nicht das verlangen, was man damals von der Kirche erwarten konnte.“ Es sei die Frage, ob die schwerere Situation für die Kirche nicht die heilsamere sei.

„Ist Ihnen das gar nicht verständlich?“, fragte er in den etwas beklommen schweigenden Saal.

„Nein, gar nicht“, stellte er nach einem forschenden Rundblick fest.

Es geht wie ein Spuk vorüber

Die beiden nächsten Punkte des Verhörs konnte er mit der lächelnden Miene des weisen Alten abhandeln. Da war zunächst gefragt: „Sehen Sie heute eine Verständigung zwischen Ihnen und Bultmann?“ Barth gab eine freundliche Würdigung des Theologen Bultmann, die jedoch mit einer deutlichen Absage der Bultmann-Theologie verbunden war. Bultmann zimmere sich mit der Anthropologie des Philosophen Heidegger zuerst eine Brille und mit dieser auf der Nase schlage er das Neue Testament auf. Barth fordert dagegen: „Nur ja nicht zuvor eine Brille sich zurecht machen. Die Bibel ist in so großen Buchstaben geschrieben, daß man sie auch halbblind noch lesen kann.“ Er wolle den Bultmannianern die Freiheit, von der sie redeten, nicht recht glauben, weil sie alle so böse Gesichter schnitten. „Ihr müßt euch aber hüten“, warnte er mit erhobnem Zeigefinger „aus ihnen Märtyrer zu machen.“ „Lassen Sie der Sache ihren Lauf“, empfahl er und fügte mit gedämpfter Stimme hinzu, als ob er ein Geheimnis verrate, „das ganze Existentialzeng wird eines Tages wie ein Spuk vorübersein.“

Das katholische „UND“

Als sehr persönliches Bekenntnis stand dann Karl Barth, der früher als wortgewaltiger Streiter vor dem Herrn berühmt war, daß er sich etwa seit der Zeit des zweiten Weltkrieges zum Ireniker, zu einem friedfertigen Menschen, entwickelt habe, der seinen ganzen Eifer darauf konzentriere, etwas Positives zu sagen. Er war gefragt worden, ob die irenische Haltung der älter werdenden Theologen ein Zeichen der Reife oder des Nachlassens von Kampfwillen sei. „Seit ich lieber positiv rede, ist mir die Freude am Absagen etwas vergangen. Das bedeutet aber nicht, daß ich weniger entschieden bin. Ich habe nur gelernt, des Menschen Zorn tut nicht, was vor Gott recht ist.“ Er habe erkannt, daß das Falsche sich von selber erledige, wo das Richtige deutlich auf den Plan trete. „Ich hoffe, daß diese Haltung nicht nur damit zusammenhängt, daß ich jetzt zahllos werde, sondern daß auch ein wenig Weisheit und Geduld darin enthalten sein mag.“ Fast hörte man es in ihm grollen, daß es tatsächlich so weit gekommen ist.

Das Seminar – „privatissime sed gratis“ – endete mit der etwas gretchenhaften

ALS THEOLOGE

Professor Geysers berichtet über seinen „Fall“

auf dem »heißen Boden« Südafrikas

Professor Albert Geysers, der vor einigen Wochen von der Holländischen Reformierten Kirche in Südafrika der „Ketzer“ für schuldig befunden wurde und damit sein Pfarramt in dieser kirchlichen Kirche sowie seinen Lehrstuhl für Neues Testament an der Universität Pretoria verlor, veröffentlicht im Londoner „Sunday Telegraph“ eine ausführliche Darstellung des Hintergrundes dieser Verurteilung. Man spürt dem Bericht die spannungsgeladene Atmosphäre Südafrikas an, der auch die Existenz eines Theologen ausgesetzt ist. Geysers, der inzwischen einen Lehrstuhl an der Universität Witwatersrand bei Johannesburg angenommen hat, schildert den Verlauf seines „Falles“ in den Grundzügen folgendermaßen:

Der Konflikt begann schon mit der Weltkirchenkonferenz von Evanston (USA) im Jahre 1954. Damals nahm die Vollversammlung des Ökumenischen Rates eine Reihe von Entschlüssen gegen die Rassentrennung innerhalb der christlichen Kirchen an. Die Delegierten der Holländischen Reformierten Kirche waren nicht damit einverstanden und sagten zu, sie würden biblische Gründe für die in der Verfassung ihrer Kirche festgelegte Rassentrennung vorlegen. Unmittelbar darauf erhielten der Alttestamentler an der Universität Pretoria und der Neutestamentler Geysers von ihrer Kirchenleitung den Auftrag, diese Argumente beizubringen. Geysers gelangte dabei immer mehr zu der Überzeugung, daß die Bibel die Rassentrennung innerhalb der Kirche verbiete. Sein alttestamentlicher Kollege war zu den selben Schlussfolgerungen gekommen, was die Kirchenleitung bereits mit großer Unzufriedenheit zur Kenntnis nahm.

Mehr als ein Jahr später hat Geysers dann, wie er weiter berichtet, in einer Zeitung seine neugewonnene Überzeugung dargelegt. Es dauerte nur eine Woche, bis die Synode seiner Kirche ein erstes Verfahren gegen ihn anstrebte. Er wurde zwar freigesprochen, die Synode entschied jedoch, daß künftig kein Mitglied der Kirche mehr deren Haltung in der Rassenfrage vor aller Öffentlichkeit kritisieren dürfe, sondern nur noch in kirchlichen Publikationen. Später kam es zu dem blutigen Zwischenfall von Sharpeville bei Johannesburg, wo 71 Bantus von Polizisten erschossen wurden – ein Vorgang, der ein grelles Licht auf die Folgen der Apartheidspolitik warf. Dann entschloß sich die Generalkonferenz des Ökumenischen Rates, mit den südafrikanischen Kirchen über ihre

Haltung in der Rassenfrage zu konferieren, was zur Folge hatte, daß die Holländische Reformierte Kirche den Ökumenischen Rat verließ.

Das bald darauf gegen Geysers eingeleitete Verfahren wegen „Ketzer“ wurde von drei Studenten veranlaßt, die während der Vorlesungen Notizen gemacht hatten. Andere Studenten, die als Entlastungszeugen auftreten würden, wurden von kirchlicher Seite mit dem Entzug jeder finanziellen Unterstützung und einem späteren Ausschluß vom Pfarramt bedroht, wenn sie aussagen wollten. Aus den verschiedenen Anklagepunkten, die teils theologischer Natur waren und teils die Rassenfrage betrafen, schälte sich schließlich ein Punkt heraus, der nach sechs Monaten zu dem Urteil wegen „Irrlehre“ führte. Die kirchliche Kommission, die gegen Geysers verhandelte, warf ihm vor, Vers 6 im 2. Kapitel des Philipperbriefes falsch aus-

Spaltung als schmerzlich empfinden

„Erreichbare Ziele der christlichen Einigungsbewegung?“ war das Thema, das Universitätsprofessor D. Ernst Kinder, Münster, in einem Referat vor dem Würzburger evangelischen Arbeitskreis „Evangelium und Geistesleben“ behandelte. Ernst Kinder, Professor für systematische Theologie an der Universität in Münster und Leiter des dortigen ökumenischen Seminars, hält es für einen wichtigen Fortschritt in der Einigungsbewegung, daß man es in Neu-Delhi zum ersten Mal gewagt habe, das „Wie“ zur Erreichung der Einheit zu definieren. „Man wollte dort nicht Einheit um jeden Preis, sondern eine echte, dem Wesen der Kirchen gemäße Einheit.“ Diese solle den verschiedenen Kirchen nicht „übergestülpt“ werden, vielmehr müßten ihre „Glieder unter dem einen Herrn“ theologisch darum ringen. Um zu diesem Fernziel zu gelangen, müsse man den Weg über mehrere Nahziele gehen, die heute schon zu erreichen seien, hob der Referent hervor. Als vordringlichste Schritte erschienen dem Redner, das wachsende Bewußtsein zu festigen, daß in den verschiedenen Kirchen alle unter dem gleichen Christus stehen. „Man kann heute nicht mehr das abgekapselte innerkonfessionelle Leben von anno dazumal führen, sondern wir müssen alle die Spaltung als etwas Schmerzliches empfinden.“

gelegt zu haben („...welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er's nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein“). Die Richter meinten, Geysers Übersetzung als eine Verleugnung der Gottheit Christi und des Athanasianischen Glaubensbekenntnisses auffassen zu müssen. Die Berufung des „Ketzers“ an eine andere Universität, wo er wie bisher über Neues Testament zu lehren hat, beweist freilich die Fragwürdigkeit dieses Vorwurfs. Alles spricht dafür, daß in dem Theologen der Gegner der Rassentrennung getroffen werden sollte.

Frage: Worin sehen Sie den Unterschied zwischen evangelisch und katholisch? Darauf hatte Barth die faustisch schlaue Antwort: „Der Unterschied liegt in dem Wörtlein und.“ Bei den Evangelischen heiße es „Ich glaube an Jesus Christus, unseren Herrn“ und bei den Katholiken „An Jesus und an Maria“. „Wo dieses Und ist, da fängt der Katholizismus an“, erklärte Barth. Dort heiße es ferner „Jesus und die Kirche, Offenbarung und Vernunft, Glauben und Werke, das Wort und das Sakrament.“ Wie ein roter Faden gehe dieses „Und“ durch das katholische Denken. Mit Freude und Respekt verfolge er jedoch gewisse Entwicklungen im Katholizismus, die darauf ausgingen, daß dieses „Und“ verschwinde.

Karl Barth saß am Schluß entspannt und lächelnd da, als sei gar nichts gewesen, wie einer, der examiniert werden sollte und dabei unversehens seine Examinatoren in den Sack gesteckt hat. —ws—